

Liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Gäste, liebe Claudia,

„Litauen ist ein unbekanntes Land fast vor unserer Haustür. [...] Litauen scheint sich bei näherem Hinsehen in seine Bestandteile aufzulösen.“

Diese Sätze schreibt Claudia in der Vorbemerkung zu ihrem vor gut zwanzig Jahren bei Insel erschienenen literarischen Reisebegleiter zu Litauen, und ich kann mir gut die Hürden vorstellen, die man überwinden muß, um überhaupt erst einmal nach Litauen zu kommen, dann Litauisch zu lernen, sich in der litauischen Geschichte und Literatur zu orientieren sowie diese zu übersetzen und zu vermitteln. Auch bei Claudia scheint das kein geradliniger Weg gewesen zu sein. Wie sie mir erzählt hat, studierte sie, bereits mit exzellenten Russischkenntnissen von der Schule kommend, in Leipzig zunächst Russisch und Englisch, und sie übersetzt, das möchte ich nicht unerwähnt lassen, auch aus diesen Sprachen, zum Beispiel Vera Pavlova oder Lorine Niedecker. In Leipzig war es dann eher ein äußerer Anstoß, der sie am Lehrstuhl für multinationale Sowjetliteratur zum Litauischen und dann auch nach Litauen brachte, aber erst die turbulenten Ereignisse und Veränderungen vor und nach dem Systemwechsel in Litauen ließen sie in ein, O-Ton, „wildes“ litauisches Leben eintauchen, in dem sie in den neunziger Jahren wissenschaftlich und politisch, übersetzerisch und journalistisch tätig war.

Aufgewachsen ist Claudia im thüringischen Gotha, und über „Thüringens blaue Wälder“ schreibt auch ein litauischer Autor, den Claudia in dem literarischen Reiseführer aus dem Jahr 2002 mit dem Prosatext „Fort“ zitiert:

„Heimweh ist eine chronische Krankheit. Thüringens blaue Wälder können sie nicht heilen. In Friedenszeiten würdest du vielleicht zwischen den hochstämmigen Kiefern umherwandern, sacht die rötlichen Felsbrocken berühren und mit weiten Lungen die Luft, die wunderbare Luft des atmenden Waldes einsaugen. [...] In Friedenszeiten vielleicht ... Aber jetzt ... Ach, Heimweh – chronische Krankheit! Finster, so finster die hochstämmigen Kiefern, und die Tannen werfen kalte Schatten auf die Erde, und die steinigen Abhänge sind unüberwindliche Hürden [...]. Vilnius ... Türme ... Türme und Kreuze. Kreuze wie warnende Zeigefinger. ‚Hier ist unsere Stadt. Sie gehört uns, den Türmen und Kreuzen. Rührt sie nicht an!‘“

Der Autor dieser Zeilen heißt Antanas Škëma, wurde 1910 in Łódź geboren und starb 1961 im amerikanischen Exil bei einem Autounfall. Er gilt als der „beste litauische Prosaautor der zweiten

Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts“, war aber bis vor kurzem in Deutschland völlig unbekannt. Claudia hatte ihn schon lange als Geheimtip auf ihrer Liste, aber erst über zehn Jahre nach der Veröffentlichung des Ausschnitts in dem Insel-Band fand sie in Sebastian Guggolz einen Mitstreiter, der Škëma zunächst 2017 mit dessen Roman „Das weiße Leintuch“ auf Deutsch herausbrachte und 2020 dann in einem dicken Band mit den übrigen Prosastücken unter dem Titel „Apokalyptische Variationen“, zu denen Claudia auch ein äußerst kenntnisreiches und informatives Nachwort verfasste. Ihre Übersetzung von „Das weiße Leintuch“ vermittelt uns den karg-existentiellen, kühl-entfremdeten Ton des Originals, der an Patrick Modiano oder Gaito Gasdanow denken läßt und in den zugleich düster und fast manisch die Erinnerungen an Litauen, an die Kindheit und Jugend und den Krieg eingeflochten sind.

Die Erfahrung der Emigration und des Exils teilt Antanas Škëma mit vielen litauischen Autorinnen und Autoren, und vielleicht haben Sie deshalb Namen wie Jonas Mekas oder Tomas Venclova schon einmal gehört. Beide hat Claudia ebenfalls übersetzt, vor allem Tomas Venclova, der 1937 in Klaipėda, deutsch: Memel, geboren wurde, spielt in ihrem Leben und Schaffen eine große Rolle. 2007 erschien bei Suhrkamp unter dem Titel „Gespräch im Winter“ ein Band mit Venclovas Gedichten, die sein dichterisches Schaffen eines halben Jahrhunderts präsentieren. Claudia hat sie zusammen mit dem Autor ausgewählt, neben Durs Grünbein übersetzt und mit ausführlichen und klugen Kommentaren versehen. Venclovas Gedichte sind sehr bewusst gebaute, mit klassischen Formen und literarischen Vorbildern spielende, präzise geschliffene Gebilde, durchsetzt von zahlreichen historischen und kulturgeschichtlichen Einsprengseln, die Claudia wie Minenfelder detektieren mußte. Wie zum Beispiel in dem folgenden Gedicht aus dem Jahr 1976, entstanden kurz vor Venclovas Flucht aus Litauen.

NEL MEZZO DEL CAMMIN DI NOSTRA VITA

zum Gedenken an

Konstantin Bogatyrjow

Mich ereilte die Jahrhundertmitte.
Ich lebte, doch ich lernte, nicht zu sein.
Der Tod war mir wie ein Familienmitglied
Und nahm den größten Teil der Wohnung ein.
Ich hab ihn mit der Zeit etwas gezähmt,

Bat ihn zudem, er soll mich nicht berühren,
Frühmorgens sah ich eine Stadt, so schön
Wie keine sonst in Osteuropa, schien mir
Wo stets das Eisen auf der Lauer liegt,
Im Nebel Schilfrohr raschelt und vermodert,
Wo es den Schlagring, Steine, Dampflocks gibt
Und bestenfalls vielleicht Benzin auflodert.
Ich schlief und ich trank und ich aß im Tod,
Versuchte, Zweck und Sinn in ihm zu sehen,
Vergaß ihn sogar ab und zu. Und doch
Kann sich der Mensch an ihn fast nicht gewöhnen.

Ich schloß dir Tür zu meiner Wohnung auf.
Mein Herzschlag stockte, in der Brust ein Stein.
Der Tod in diesem Staat, man glaubt es kaum,
Er konnte wirklich reiner Zufall sein.

Ein Vierteljahrhundert später, 2003, schrieb Venclova in Berlin, „im friedlichen Winkel Europas“
und in – man möchte fast sagen: scheinbar – friedlicher Zeit ein Gedicht, das er Claudia widmete:

An den Seen

für Claudia Sinnig

Kaum geht die Tür auf, kehrt alles zurück an seinen Platz –
der Dampfer unten am Steg, die Tannen und Thujen.
Die Enten füttert eine Frau, vermutlich so alt wie Leni
Riefenstahl. Jünger sind die fast ergrüneten Kastanien am Fuße
des Hügels, doch sie stammen gewiß aus der Zeit ihrer Filme.
Feucht ist es, hell. Im Vorjahreslaub raschelt ein Igel oder
wer weiß wessen Seele. Die Ebene ist angefüllt mit dem Wasser
des Todes des Lebens, und Celsius und Fahrenheit
versprechen einen Frühlingstag, ein Schatten liegt auf
der Vergangenheit (wie auf der Gegenwart), im Licht der ersten heiteren Wochen: die Brücken

im friedlichen Winkel Europas zwischen Wannsee und Potsdam – dort, wo vieles geschah und wohl nichts mehr geschehen wird. Seit Tagen sehen wir eine zerzauste Krähe – im Garten und manchmal auf dem Dach. Ihre Beharrlichkeit, den Alten wäre sie Prophezeiung. Sie taucht auf aus dem Dickicht, dann hüpfte sie von einer Antennenstrebe zur nächsten, ihr Umriß glitzert wie die Quecksilbersäule im Glas des Thermometers. Wir rätseln vergeblich, was die Striche der Skala bedeuten. Den Beginn der Agonie? Die Vergangenheit bringt keine Erleuchtung, doch versucht sie etwas zu sagen. Vielleicht begreift ja die Krähe uns und den Schmutz der Geschichte besser als wir. Woran will sie erinnern? An schwarze Fotos, schwarze Kopfhörer von Funkern, schwarze Namenszüge unter Dokumenten, eines Wehrlosen erstarrte Pupille, an den Schuh eines Häftlings, den Koffer eines Flüchtlings? Daran erinnern wir uns allein, und Weisheit verleiht es uns nicht. Der Vogel verheißt Standhaftigkeit nur und Geduld. Wenn du darum bittest, werden sie dir gewährt.

Zu Claudias äußerst vielfältigem Repertoire gehört neben der Prosa und der Lyrik auch die Essayistik, und in einen Essayband habe ich mich bei der Beschäftigung mit ihren Übersetzungen regelrecht verliebt: in ihre 2016 bei Klak unter dem Titel „Risse. Streifzüge und Fluchtpunkte“ erschienene Übersetzung der Texte von Eugenijus Ališanka, einem 1960 geborenen Dichter. Ališanka schildert leichtfüßig und wie beiläufig, mit Humor und großem Gespür für Situationskomik Szenen aus seinem Leben, das auf den ersten Blick lustig-absurd erscheint, bei näherem Hinsehen aber nicht minder von historischen Erfahrungen durchtränkt ist. Claudia hat diesen oszillierenden und klug-selbstironischen Ton, wie hier in dem Essay „Per Anhalter“, präzise getroffen:

„Keine Ruhe gelassen hat mir die Frage, ob man sein Leben berichtigen, es redigieren kann, und wenn nicht, was dann Literatur und Leben gemeinsam haben, wie man das Leben erzählen kann, ohne zu stottern, ohne grammatische Fehler, ohne logische Irrtümer, und was ich dann eigentlich erzähle, was ich in Wirklichkeit schreibe. [...] Wie kann man überhaupt ein ganzes Leben erzählen oder auch nur diesen einen Monat der großen Anhaltertour, wenn es selbst James Joyce schon so schwergefallen ist, mit einem einzigen

Tag zurechzukommen? Heidegger hat einst unbedacht – (Oder hat er gewusst, was er tat? Professionelles Interesse ist immer verdächtig.) – das geflügelte Wort von der Sprache als Haus des Seins ins Spiel gebracht, das bis heute am Himmel der Intellektuellen flattert, aber ich bin immer mehr davon überzeugt, dass die Sprache im besten Fall nur eine wörtliche Übersetzung des Seins sein kann, dass ihre Logik nicht mit dem Sein übereinstimmt, im Leben gibt es keine Vergleiche, Parabeln und Metaphern und auch keine zusammengesetzten und Relativsätze. All das entsteht mit der Übersetzung, ohne die auch ich nicht auszukommen wüsste, weil wir das Leben planlos lernen, weil wir keine Sprache des Lebens lernen, wir lernen nur, es zu übersetzen. Wir haben uns *in der Übersetzung verirrt*, doch der Filmtitel in der Originalsprache, *Lost in Translation*, ist viel aussagekräftiger – es geht um das, was in der Übersetzung verloren geht. Anders ausgedrückt, das, was vom Leben bleibt, wenn es erzählt ist. Gequält von Schlaflosigkeit, denke ich, das ist die wichtigste Aufgabe der Literatur. Etwas erzählen, damit nur die nicht erzählbaren Dinge übrigbleiben. Nicht naiv sein wie manche Adressaten der Reklame, den eigenen Text nicht für bare Münze nehmen. Und schließlich schlafen, wenn dafür eine kurze Zeit des kurzen Lebens bestimmt ist.

Mit ähnlich lakonischem Understatement schreibt Eugenijus Ališanka auch Gedichte, die von Claudia übersetzt in dem Band „exemplum“ bei Suhrkamp erschienen sind. Folgende Zeilen lese ich auch als augenzwinkerndes Credo unseres Berufsstands:

ich wußte nicht wie leben
versuchte es so und anders
wie in diesem witz
nichts kam dabei heraus
ich sehe mich um
es geht allen ähnlich
nur manchen mißlingt es wohl schöner

Liebe Claudia, dir sind, um es doch pathetischer auszudrücken, Deine Übersetzungen nicht nur schöner miß-, sondern wunderbar gelungen.